

Kleiner Besuch bei Karl May / Zu seinem 100. Todestag am 25. Februar

Hohenstein-Ernstthal bei Chemnitz war sein Geburtsort. Als er 1842 das Licht erblickte, war es noch nicht die bekannte Textilstadt. Aber Weber gab es da. Und Karl wurde als der Sohn eines der ärmsten geboren. Sein erfolggekröntes und dennoch auch immer noch kampfumwittertes Lebensende verlebte er in seiner Villa Shatterhand im rebengesegneten Elbtal. Dahin ist die Reise von Dresden aus wahrhaft nicht weit. Es ist gar keine Reise im gewohnten Sinne. Man nimmt einen Fahrschein der „15“ in Dresden, verlangt nach der Karl-May-Straße, die zwar in Radebeul liegt —, aber wer merkt da schon den Unterschied, wo sich Stadt an Stadt, Vorort an Vorort reiht? Ganz still ist es in dieser Billengegend. Drüben liegt der Karl-May-Park, eine Stiftung. Drinnen das Karl-May-Denkmal. Alles ganz feierlich und märchenverzaubert. Und wenn man Frau Clara besucht, die, nun hoch in den Siebzigern, noch immer rüstig das Erbe des Gatten verwaltet, dann hat man aus den Fenstern zugleich den Blick auf eine dritte Karl-May-Stätte. Drüben, in den weichen Berglinien eingewiegt steht das Marmorhaus des Toten. Hier ruht ein Mann von bewegtester Lebensfahrt.

Kein Romandichter der Erde hat seine Auflagen erreicht. Acht Millionen seiner Bücher gibt es allein in deutscher Sprache. Und Duzende Völker anderer Zungen lesen seine „Indianergeschichten“, die durchaus nicht immer, wenn auch vorzugsweise dem roten Volke ihre Helden entnahmen. Ein eigener Verlag für die Bücher Mays in der Maystadt Radebeul sorgt für die Verbreitung.

Und diese Rentnerstadt mit der großindustriellen Eingangszone hat denn auch den Vorzug, die „Indianerstadt“ Deutschlands zu sein. Nicht nur, daß einmal ein roter Häuptling mit dem vertrauten Namen Big Snake, „Die große Schlange, am Grabe des Sängers der tapferen Krieger weilte und da die schönen Worte sprach: „Du hast unserem sterbenden Volke im Herzen der Jugend aller Nationen ein bleibendes Denkmal errichtet“. Nicht nur, daß im Hause Shatterhand vom Eingang über

die Treppen hinauf in alle Räume sich die Waffen und Schmuckstücke verbreiten, die vom Schönheitsfönn und Gewerbesfönn der durch Geldgier vernichteten Ureinwohner Nordamerikas zeugen. Sondern ein ganzes Museum, das seltsamste dieser Art auf der Welt, zeugt für den roten Mann. Und damit für die Welt dessen, der es aus den Früchten seiner Arbeit vorbereiten half. Das ist das Karl-May-Museum, jenes Blockhaus „Villa Bärenfett“ trapperwichtig geheißten, wo sich alles findet, was für die Welt der Indianer Zeugnis ablegen kann. Waffen gibt es da und farbenfrohe Webereien. Und Skalps, echte Kopfhäute aus wilden Kämpfen einer versunkenen Zeit, wie sie eben der Volksdichter noch einmal berief. Herrliche Streitärzte, wie sie in den Jagd- und Kriegszügen jener Irokesen oder Sioux verwandt wurden, die heute ein Dasein führen, das wir gar nicht kennen wollen, weil es uns die Romantik, die Welt jugendlicher und oft noch sehr männlicher Träume zersplittern müßte.

Auch Bildwerke sieht man. Büsten von Sitting Bull etwa oder von jenem Winnetou, den es nie gab und der doch wie selten eine Gestalt der Dichtung glühendes Leben gewann. Und neben den berühmtesten Jagdbüchsen und ihren Trophäen natürlich auch die Friedenspfeifen, die längst über das indianische Brauchtum hinaus Sinnbild auch in deutscher Sprache wurden. Das alles hütet Patty Frand, einst Artist, nun indianischer Tempelwächter zu Radebeul.

Und nun sind es hundert Jahre her, seitdem der Mann geboren wurde, dessen nimmermüde Feder, die sich auch der Poesie und sogar der Musik verschrieben hatte, all diesen Stätten das heute noch blühende Leben gab. Seine Wahlheimat wird ihn feiern. Am Grabe, in seinem Heim, und in der Deffentlichkeit. Und das Volk, die deutsche Jugend zumal, wird vielleicht wieder einmal auf eine Herzensstunde sich mit dem Webersohn aus Hohenstein auf den Kriegspfad begeben, ins traumdunkle Dickicht der Phantasie.

Erich Feldhaus